



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

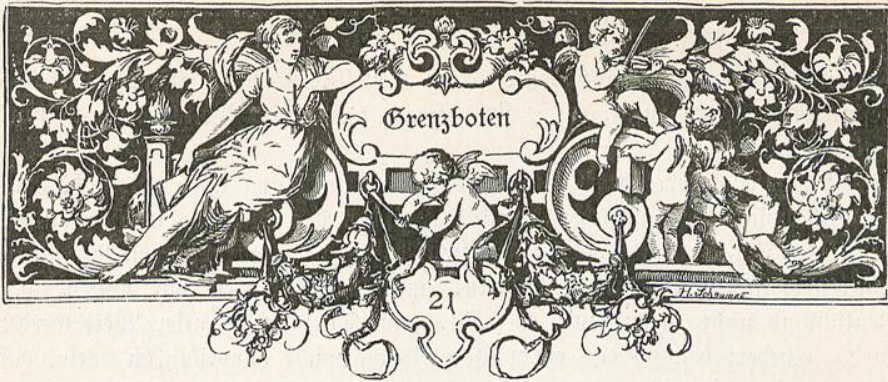
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Brüggen, E. von der: Was in Ostasien vorgeht

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Was in Ostasien vorgeht



Welche Mühe kostet es, dem deutschen Michel beizubringen, daß er seit 1870 in ein Alter gekommen sei, wo er sich nicht mehr die Büffe und die Schelte der Großen gefallen zu lassen brauche! Wie schwer wird es ihm, die gewohnten Kinderschuhe und die Nachtmütze des alten Bundestages zu vergessen, wie schwer, den Nacken steif zu halten, wenn er sich den ältern Kameraden fremden Stammes gegenüber sieht! Seit dreißig Jahren arbeiten Lehrer und Erfahrung an ihm herum, aber nur strampelnd und weinerlich ließ er sich bewegen, übers Meer zu gehen nach eignen Kolonien, oder sich eine Flotte zu bauen, die, wie er fürchtete, ihn in allerlei Welthändel verwickeln könnte. Wie wohlgefällig nahm er die Versicherung auf, daß Deutschland nun gesättigt sei, als er den Helgoländer Stein verschluckt hatte, und wie viele unsrer Volkshelden erschrafen, als sie dann später aus demselben Munde die andre Versicherung hörten, daß wir eine Weltmacht sein oder werden müßten! Die Kinderstube mit dem netten politischen Puppen- und Parlamentchenspiel und dem gemütlichen Deutschlandsgarten daran, wo wir uns so schön unter einander prügeln dürfen, ohne daß einer der „Großen“ uns mehr, wie ehemals, dreinreden darf — es ist so schön! und weshalb sollen wir hinaus in die böse Welt, weshalb wetten und wagen, wenn mans daheim so gut hat und, Gott sei Dank, der Tisch auch leidlich gut versorgt ist? Nein, lassen wir die Weltmachtspolitik den andern und nehmen wir uns ein Beispiel an Mynheer, dem friedlich-fetten Wetter an der Amstel!

So dachten und denken noch heute viele bei uns — wenn man das politisch denken nennen will, und nicht vielmehr politisch schlafen. Aber die Zeit ist — zum Glück vielleicht — nicht dazu angethan, uns dem politischen Schlummer zu überlassen; ich meine dem weltpolitischen, denn für den Kadaw im Hause sind wir ja immer wach, und wir sind sogar bereit, wenn die täglichen

Brügeljungen müde werden, uns solche professionellen Radaumacher wie die Jesuiten herein zu rufen. Die Zeit ist ernst auf der Weltbühne und wird täglich ernster.

Es ist eine bedeutsame und interessante Erscheinung unsrer Zeit, daß sich der Schauplatz der politischen Konflikte zwischen den Staaten Europas ändert. Je stärker sich die materiellen Interessen der großen europäischen Mächte in außereuropäischen Ländern entwickeln, umso mehr dürfen wir hoffen, daß Deutschland nicht mehr, wie ehemals, zum Turnierplatz aller Welt werden wird. Ehedem bestand das europäische Gleichgewicht hauptsächlich darin, daß man von dem deutschen Trümmerhaufen diesen Stein in jene Schale, oder jenen in diese Schale zu werfen suchte; Deutschland mußte fast immer das Material zum Ausgleich hergeben, und alles diplomatische Interesse konzentrierte sich in Deutschland; umso mehr, seit England es verstanden hatte, dem übrigen Europa fast alle überseeischen Interessen mit List oder Gewalt abzunehmen. Das begann sich seit 1870 zu ändern. Unsr Nachbarn sahen, ärgerlich zwar, immer deutlicher ein, daß die deutschen Steine für keine Ausgleichsprojekte mehr zu haben waren, sondern in sich selbst zu einem festen Bau zusammenwuchsen. Schon zehn Jahre nach der Einigung Deutschlands konnten wir anfangen, unsre wirtschaftlichen Interessen nach außen hin staatlich zu erweitern. Seit 1881 begann das afrikanische Wettrennen; und wenn unsre kolonialen Erwerbungen auch keinen andern Nutzen für uns hätten, als zu diesem Wettrennen den Anstoß gegeben zu haben, so wäre der Gewinn für uns schon sehr groß. Denn nun begannen auch andre europäische Kontinentalmächte sich so gut wie England darauf zu besinnen, daß es noch interessante Dinge in der Welt, außer Deutschland, gebe, und sie hörten auf, dieses allein starren Blickes zu beobachten. Frankreich breitete sich in Afrika und Asien aus, der Kongostaat wurde gegründet. Italien versuchte sich in Erythraä; Rußland suchte sich für den ungeschickten und verunglückten Vorstoß gegen die Türkei weiter im Osten zu entschädigen. Und gerade unsre Gegner der siebziger Jahre, Frankreich und Rußland, haben in dieser Zeit gewaltige neue Gebiete erworben, die sie reichlich entschädigen für den Verlust der offenen Thüren, durch die sie stets, bald gerufen, bald ungerufen, in den deutschen Tummelplatz zu stürmen pflegten.

Tunis, die großen Gebiete am Senegal, Niger und Kongo, dann Madagaskar und Tonkin sind französisch geworden, und von Tonkin aus rückt die französische „Interessensphäre“ langsam in das südliche China vor. Die russischen Vorposten sind auf die Pamirhöhen und an die Thore von Herat vorgeschoben worden; auf das koreanische Königreich hat Rußland seine Hand gelegt, ebenso auf die Mandschurei; am Golf von Petschili besitzt es seine Häfen, am Hofe von Peking übt es einen beherrschenden Einfluß aus. Und diese gewaltigen Erfolge hat Frankreich bloß mit dem Kriege in Tonkin bezahlt, Rußland ohne einen Schwertstreich errungen. Freilich aber gilt es für beide nun, das Erworben festzuhalten und zu verwerten, was sich vielleicht als nicht

ganz so leicht herausstellen wird wie das Erwerben. Denn China und seine tributpflichtigen Nebenländer sind denn doch etwas anderes als die afrikanischen Regeergebiete, und um China handelt es sich heute in der That.

Und da haben nun auch wir auf chinesischem Boden Fuß gefaßt, und zwar ohne daß von irgend einer Seite, weder von andern Staaten noch von innern Mörglern dagegen Einspruch erhoben worden wäre. Daß dieses Vorgehen unsrer Regierung im Volke so einmütig gutgeheißen wurde, ist nicht nur erfreulich, sondern fast überraschend. Denn das ist Weltpolitik, mehr Weltpolitik als die Erwerbung afrikanischer Kolonialländer, mehr selbst als die jüngst beschlossene Vergrößerung unsrer Flotte es war — allerdings unter der Annahme, daß wir uns von Kiautschou aus an den Ereignissen kräftig beteiligen wollen, die sich in Ostasien vorbereiten.

Man kann sagen, daß die europäische Kulturwelt im Begriff ist, ihren Eroberungszug um die Erdkugel zu vollenden. Mittelasien und Ostasien sind die letzten großen Gebiete, die dem Vordringen europäischen Wesens widerstanden haben, und das zwanzigste Jahrhundert wird Europa als das beherrschende Haupt unsers Weltkörpers anerkennen. Wie merkwürdig ist es da, daß auf diesem mehr als zweitausend Jahre dauernden Zuge wir zu allerlezt an das größte und älteste der uns bekannten Reiche der Welt gelangt sind, an einen Staat, der bisher eine Welt für sich war und, was mehr ist, eine Kultur für sich geschaffen hat, die wir, bei unserm Kulturstolz zwar mit Widerstreben, dennoch anerkennen müssen. Denn nicht die Waffengewalt ist der einzige und höchste Kulturmesser, sondern die Arbeitskraft.

Lange hat China sich gegen alles Eindringen europäischer Menschen und Dinge gewehrt. Und welcher billig und objektiv denkende Mensch wollte ihm das verargen? Braucht es, um das Recht der Chinesen auf ihre grundsätzliche Abschließung zu erweisen, eines klareren Beispiels als die Vorgänge, die zu unsrer Erwerbung von Kiautschou führten? Was konnte harmloser, humaner, ja in unsern europäisch-christlichen Augen uneigennütiger und segensreicher sein, als das Bestreben der christlichen Völker und Staaten, den armen Chinesen das Evangelium zu predigen? War es nicht christliche Liebe, die mit allen Opfern an Gut und Blut, mit Entsagung und Märtyrertum nach China ging, um nichts zu nehmen, um das Beste zu geben? War es nicht heidnische, rohe Verstocktheit, wenn China solchem Streben mit Abneigung, mit Verachtung hindernd entgegentrat? Aber der nationale Widerwille, der doch wahrlich nicht als eine besondere chinesische Eigentümlichkeit von uns bezeichnet werden kann, brachte es dazu, daß ein paar dieser uneigennütigen Missionare getötet wurden; und die Folge war, daß wir uns mit Kiautschou und Umgegend für diesen Totschlag entschädigten!

Da steht nun die christliche Menschenliebe plötzlich mit Kanonen und Schiffen, mit Schaufel und Hacke, mit Grubenlicht und Lokomotive ausgerüstet da, und die Missionare sind verschwunden, die Maskerade ist aus; über Nacht

ist der fordernde, gebietende Herr erschienen, die Macht der „roten Teufel“ auf chinesischem Boden. Waren diese Missionare so gefährliche Leute, wie viel mehr Grund hatten die Chinesen, Kaufleuten, Eisenbahnbauern und sonstigen weniger harmlosen Gästen ihr Haus, das ihnen wohl eingerichtet schien, zu verschließen, so lange es ging? Denn sie hatten längst vor diesem unglücklichen Ereignis in Kiautschou ihre Erfahrungen gemacht. So ist es immer hergegangen; was wir gethan haben, ist genau nach dem alten Rezept ausgeführt worden, mit dem vor uns Portugiesen, Franzosen, Engländer die Chinesen kurirt haben, und wir brauchen uns daraus kein Gewissen zu machen. Aber Gewalt bleibt Gewalt, und man soll sich nicht wundern, wenn der Chinese klug genug war und ist, *timere Danaos et dona ferentes*. Der Missionar ist unser trojanisches Pferd geworden, seitdem wir mit christlicher Entrüstung die wilden Eroberer von Pizarro bis auf Stanley und Peters von uns gewiesen haben. Sie gehen hin als Lämmer, aber zuletzt kommen die Wölfe hinterdrein; das ist nun einmal so, und ist nur natürlich und unvermeidlich, weil die Kultur, unsre Kultur, eben kein Mädchen aus der Fremde, sondern ein harter Herr ist.

Und ist es denn andererseits so durchaus gewiß, daß diese Aufschließung Chinas, wie sie jetzt im Gange ist, für uns die Quelle großen Glückes werden muß? Für mich ist das eine noch sehr zu erwägende Frage. Zwar, ich fürchte nicht, daß wir unsre heiligsten Güter vor dem kriegerischen Ansturm der gelben Rasse werden schützen müssen. Seit nicht mehr die Stärke des Armes, sondern die Kraft des Kopfes unsre Schlachten schlägt, brauchen wir keine Horden Dschingiskhans oder Tamerlans mehr zu fürchten. Wir haben ja die chinesischen Thüren auch nicht ingerannt, um gewaltsam zu erobern, sondern um für unsern Gewerbesleiß und Handel Raum zu schaffen. Werden wir wirklich und sicher erobern? O ja, wir werden für unsre Fabrikate und Erfindungen in dem Lande der drei- bis vierhundert Millionen Menschen einen sehr großen Absatz finden, sobald erst die Willkür wird beseitigt sein, mit der jeder Statthalter, jeder Provinzialmandarin, jede Stadt die eindringenden Waren mit Binnenzöllen wie bisher belastet. Aber wir begnügen uns damit nicht, sondern legen dort schon selbst Fabriken an. Wir haben wirtschaftliche Grundsätze aufgegeben, die ehemals bei uns in Europa galten, insbesondere den Grundsatz, daß es vorteilhaft sei, Fabrikate an den Fremden zu verkaufen, und daß es daher thöricht sei, ihn selbst das Fabriziren zu lehren, weil damit das Verkaufen bald aufhört. Inzwischen entsteht am Kantonfluß und anderwärts in China eine europäisch gegründete und geleitete Fabrik nach der andern, und unsre Zeitungen bringen sogar jubelnde und triumphirende Berichte darüber. Unsre klugen Vorfahren von der Hansa hätten das vermutlich anders verstanden. Sie hätten, wie ich meine, auf die Nachricht, daß ein Europäer am Kantonfluß eine Spinnerei oder Weberei angelegt habe, ein Schiff den Fluß hinaufgeschickt, die Fabrik niederbrennen und den Unternehmer bestrafen,

vielleicht henken lassen. Sie hätten, wenn etwa Holland oder Dänemark Instruktoren nach Peking zur Ausbildung des chinesischen Heeres schicken wollten, diese unterwegs aufgreifen und einsperren lassen; sie hätten Herrn Krupp für einen Landesverräter erklärt und mit Wegnahme seiner Kanonen bedroht, wenn er diese an Chinesen oder andre fremde Völker zu verkaufen versuchte.

So haben es auch die in Kolonisation wie Handel wohlverfahrenen Herren vom Deutschen Orden gemacht, als Rußland noch, im sechzehnten Jahrhundert, ein Land war, das zwar sehr arm im Vergleich zu dem heutigen China, diesem doch gleich war in seiner Abgeschlossenheit, seinem Widerwillen gegen die Europäer und ihre Kultur, und das von China sehr unterschieden war durch seine rohe Barbarei und seine Unfähigkeit, die Produkte der westlichen Kultur zu verstehen oder gar nachzuahmen. Die deutschen Händler verkauften unter dem Schutz des Ordens nach Rußland diese Erzeugnisse der Kultur im Tausch gegen Rohstoffe, wachten aber mit größter Strenge darüber, daß keine Menschen oder Dinge nach Rußland gelangten, die dort, sei es eine Kräftigung der russischen Streitmacht bewirken oder eine Konkurrenz für ihre Einfuhrartikel eröffnen konnten. Heute ist die Konkurrenzraserei unter den abendländischen Völkern so groß, daß man es aufgegeben hat, sich das Monopol der europäischen Industrie gegenüber den Ländern geringerer Kultur möglichst lange zu sichern. Man stürmt nach Japan, nach China hinein, um dort nicht nur Gewebe, sondern auch Spindeln, nicht nur Maschinen, sondern selbst die Werkzeuge zu ihrer Herstellung zu verkaufen; man errichtet dort die Werkstätten, die mit unsrer heimischen Industrie auf dem ungeheuern chinesischen Markt in Wettbewerb treten sollen; man sägt den Ast ab, auf den man sich soeben erst gesetzt hat — und man ist noch dazu sehr stolz und froh darüber!

Wohin das führt, können wir schon in Japan sehen. Einige Jahre haben genügt, dort eine Industrie zu entwickeln, die schon die europäischen Produkte auf einigen Gebieten zurückdrängt, und das nicht bloß auf japanischem, sondern auch schon auf chinesischem, indischem, australischem Boden. Sa wir sehen unsre Frauen die japanischen Sonnenschirme, die sie in Berlin kaufen, wegen ihrer größern Eleganz und Billigkeit den deutschen Schirmen vorziehen; wir finden in unsern Buchhandlungen Bücher, z. B. die Fabeln von Lafontaine, die in Tokio so gut gedruckt und so geschmackvoll ausgestattet sind, daß niemand mehr eine Pariser Ausgabe dieser Werke kaufen will. Und nun wird derselbe Vorgang in China beginnen.

Ein vortrefflicher Kenner erklärt China für „das reichste, älteste und bevölkertere aller der Reiche, die jetzt bestehen, oder deren Geschichte uns erhalten ist.“ Uns interessiert hier vornehmlich, zu hören, daß es das reichste sei, und wenn wir den Reichtum nicht nach der Menge papierner Schuldscheine, wie sie unsre heutige Geldwirtschaft geschaffen hat, sondern nach natürlichen und durch menschliche Arbeit erzeugten Werten berechnen, so mag jenes Urteil

vielleicht richtig sein. Dieser uns so lockend erscheinende Reichtum ist zum großen Teil, nämlich soweit er Werke der Menschenhand darstellt, angehäuft worden durch die Arbeit von Jahrtausenden; und diese Arbeit wiederum hat in dem Chinesen eine Arbeitsfähigkeit ausgebildet, die im ganzen von keinem andern Volk übertroffen, wahrscheinlich von keinem erreicht wird. Ich brauche die Eigenschaften, aus denen sich diese Arbeitsfähigkeit des Chinesen zusammensetzt, kaum aufzuzählen: sie sind nicht nur bekannt, sondern so sehr anerkannt, daß alle Küstenländer des Stillen Ozeans niemand in der Arbeitskonkurrenz so fürchten wie den Chinesen, und daß der liberalste Staat der Welt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, gezwungen gewesen ist, sich gegen diese Konkurrenz gewaltsam, d. h. durch Gesetz zu schützen. Wenn der Chinese trotz seiner uralten Schulweisheit nicht verstanden hat, sich, wie wir, die Kräfte der Natur dienstbar zu machen, deren Anwendung unsre gewaltige materielle Überlegenheit über ihn begründet, so möge man bedenken, daß wir selbst noch in dem Jahrhundert leben, das die erste Dampfmaschine, den ersten elektrischen Telegraphen sah. Der Chinese wird die Verwertung unsrer Erfindungen sehr bald lernen; er ist für technische Arbeit vorzüglich geschult: sorgfältig, ausdauernd, genau wie eine Maschine, die langweiligste, geistloseste Arbeit immer gelassen fortsetzend, solange er gut behandelt und genau gelöhnt wird. Für schwere körperliche Arbeit, besonders in der Fremde, scheint der Chinese wenig geeignet zu sein. Als zum Bau des Panamakanals Kulis verwendet wurden, las man Klagen darüber, daß sich viele aus Heimweh und aus Widerwillen gegen diese Arbeit umbrachten. Sie setzten sich zur Zeit der Ebbe auf den Meerstrand und ließen sich von der Flut ertränken. Zuletzt mußte man die übriggebliebenen nach Hause schaffen. Umso leistungsfähiger ist der Chinese zur Fabrikarbeit, besonders in seiner Heimat. Die ungeheuern Verluste, mit denen uns die Streiks bedrohen, sind dort nicht zu befürchten: der Chinese arbeitet tagaus tagein um einen Lohn von 50 Pfennigen, die Chinesin um 30 Pfennige.

Trotz der dichten Bevölkerung sind die Lebensmittel, deren der Chinese bedarf, weit billiger als in irgend einem Teile Europas. Der Boden erzeugt in den guten Landstrichen eine Überfülle von Brottorn, er birgt die größten Kohlenlager der Welt und Minerale jeder Art. Alles dieses wäre genügend, uns bedenklich zu machen in dem Unternehmen, das dem Chinesen die Mittel in die Hand geben soll, um mit unserm europäischen Arbeiter in Wettbewerb zu treten. Bedenklich besonders in einer Zeit, wo wir unter dem Druck der Frage seufzen, wie wir dem wachsenden Elend unsers Arbeiterproletariats begegnen sollen. Unsre Industrie hat auch unter der Leitung der besten, humansten, opferwilligsten Gesinnung des Staats- oder des Industriebherrn die Tendenz, den Arbeiter zur Maschine herabzudrücken. Kein Volk der Erde aber scheint sich so tief in das Elend ohne viel Widerstreben hinabdrücken zu lassen, als der Chinese. Er hat weder Religion noch religiöses Bedürfnis, noch ideale Anlage; er ist spekulativ-rationalistisch, ganz realistisch, von sehr geringer

Moralität; dabei außerordentlich unempfindlich gegen seelische wie körperliche Leiden, in der Not mit allen Lastern leicht vertraut, dem Spiel leidenschaftlich ergeben, den materiellen Gewinn allein und rücksichtslos verfolgend, schlau, verschlagen, sparsam. Das ist der Charakter der großen chinesischen Nation, von der sich in Nord und West die mehr oder minder verwandten Völker unterscheiden, mit der wir aber auch in Kiautschau vorwiegend werden zu rechnen haben. Und nun denke man sich in China Städte wie Elberfeld oder Chemnitz in Menge entstehen, mit Hunderttausenden von Kulis als Arbeitern, vorläufig unter der Leitung wenn auch europäischer Unternehmer, so doch chinesischer Unterbeamten. Alle Bemühungen, diesen Kulis einigen Schutz zu gewähren, werden nicht verhindern können, daß in kurzer Zeit eine Sklavenswirtschaft entsteht, fürchterlicher als die in den Südstaaten von Amerika zur Zeit des Onkel Tom war. Das Elend, der Schmutz, die Lasterhöhlen in den großen Städten des heutigen China, in den chinesischen Vierteln von San Franzisko, die der Europäer kaum zu betreten wagt, sind oft genug geschildert, worden, daß man sich die Zustände vorstellen kann, die entstehen müßten sobald erst dieses Fabrikwesen im großen Stil in die chinesischen Millionenstädte einzieht. Es wird da ein menschliches Arbeitsvieh gezüchtet werden, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Und glaubt man denn, daß das für die Dauer auf unser eignes soziales Elend ohne Einfluß bleiben kann? Glaubte man, mit Schutzzöllen für immer die Fabrikate der Kulis schlagen zu können, auch wenn man die Einfuhr von Kulis nach Europa verhindert? Glaubte man, daß die Bereitwilligkeit, die Lage unsrer Fabrikarbeiter zu bessern, bei uns wachsen wird, wenn man erst den Druck der billigen chinesischen Arbeit spürt, wenn man erst auf die Lage des chinesischen Kuli in den von unsern Unternehmern und unsern Technikern geleiteten Fabriken Chinas wird hinweisen können? Wer wird denn den deutschen Betriebsdirektor oder Aufseher in der Fabrik am Jan-tse-kiang hindern, seine für fünfzig Pfennige arbeitenden Kulis mit der Peitsche und den üblichen Strafen chinesischer Gerechtigkeit zur Arbeit zu ermutigen? Und sollten solche Erfahrungen nicht auf die Moral bei uns zu Hause ihre Wirkung üben?

Wir werden zuerst vielleicht eine reiche Ernte an Gewinn durch den Handel und durch die Anlage von Kapital in chinesischen Unternehmungen einheimen. Aber nach einigen Jahren wird die üble Rückwirkung nicht ausbleiben, wenn wir wie bisher China weiter aufschließen. So überlegen wir uns im ganzen und besonders in einigen Wissenszweigen den Chinesen gegenüber fühlen dürfen: man sollte die Kraft nicht unterschätzen, die in einer so alten Kultur, in einem so stark ausgeprägten Volkscharakter, in einer durch Geschichte und Naturanlage so verflüchtigten Volksmoral liegt. Was uns im ganzen denn doch noch heilig ist, die Religion, ist dort kaum vorhanden, und alle Religionslehren sind einmal von einem chinesischen Kaiser grundsätzlich verdammt worden. Was für uns die große noch ungelöste Frage der Zeit

ist: der Sozialismus in allen seinen Verzweigungen, der Kampf zwischen dem Handarbeiter und dem Kopparbeiter um die staatliche Macht: China meint diese Frage vor siebenhundert Jahren schon gelöst zu haben. Im elften Jahrhundert soll dort alles, Grundbesitz, Handel, Gewerbe verstaatlicht worden sein; aber die Sozialisten wurden — so heißt es — im Jahre 1129 gestürzt und zu Hunderttausenden aus dem Lande gejagt, weil die Zustände unter ihrer Regierung unerträglich geworden waren. Werden wir aus ihrer Geschichte zu unserm Heil lernen, oder werden sich die sozialen Gegensätze bei uns nicht auch theoretisch durch die chinesischen Erfahrungen und Zustände verschärfen? Niemals werden wir uns mit chinesischem Blut vermischen; wir werden in China fremde Herren sein, oder gar nicht sein. Wir werden vielleicht finden, daß der friedliche, fleißige, geschäftliebende Chinese bequem zu beherrschen ist. Aber der Gegensatz zwischen uns und ihnen ist so groß, daß wir besten Falls eine Stellung erringen werden, wie sie von den Südbaronen Amerikas um 1860 eingenommen wurde, mit dem Unterschiede, daß die moralische Verkommenheit eines Kulturvolkes sehr viel stärker das sittliche Bewußtsein eines fremden Herrenvolkes herabzieht, als die rohen Sitten einer Naturrasse.

Es ist nicht zu erwarten, daß Europa, selbst wenn es die Gefahr dieses Eindringens in das innere China anerkennen sollte, vor den einmal geöffneten Thüren werde stehen bleiben. Die Begierde nach Gewinn ist dabei zu groß, die lockende Beute zu glänzend. Aber ich meine, wir hätten besser gethan, uns mit dem Gewinn des Handels zu begnügen und im übrigen die Abschließung Chinas gegen das Eindringen europäischen Wesens und Treibens bestehen zu lassen. Vielleicht wäre es für die Chinesen besser gewesen, wenn die europäischen Mächte der Mandschudynastie vor achtunddreißig Jahren nicht geholfen hätten, den Taipingaufstand zu besiegen. Vielleicht ist die heutige erschütterte Stellung des Thrones zu Peking der Anfang einer Auflösung, die zu dem endlichen Sturze dieser fremden Herrscher und zum Zerfall des Reichs in einzelne Staaten mit eingebornen Herrschern führen wird. Dann könnte die seit zweihundert Jahren dauernde Mißwirtschaft aufhören, das Raubsystem des Eroberers, der gierigen und wie eine Herde von Schafen über das Land hin weidenden Mandschumandarinern könnte ein Ende finden. Kanäle und Wege und unzählige andre öffentliche Anlagen, die unter dieser Dynastie zerfielen, könnten hergestellt, Bestechung und Lokalthrannei gemäßiget werden, und der Chinese würde versuchen können, die guten Zeiten vor 1644 wieder zurück zu bringen, von denen er erzählt. Dann würden die Grenzen dem Fremden offen stehen wie ehemals. Der Popsf verschwände, und der Chinese würde vielleicht in die Fremde wandern ohne das Verlangen, als Leiche in seine Heimat zurückzukehren. Alles das wäre vielleicht gut für die Chinesen, aber wahrscheinlich übel für Europa. Die Staaten europäischer Kultur würden weise handeln, wenn sie sich untereinander dahin einigten, China dem Handel aller Völker zu öffnen, aber dem Eindringen europäischer Industrie zu verschließen,

wäre es auch nur für ein Menschenalter. Es wäre weise im Interesse unsrer Industrie und im Interesse des Friedens, der durch jede im Innern Chinas neu entstehende Fabrik gefährdet wird.

Ich zweifle, ob einige Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß, wie man oft hört, China demnächst aufgeteilt werden könne. Aber mir erscheint es wohl möglich, daß man von europäischer Seite mit dem neuen völkerrechtlichen Instrument der Interessensphären gegen China vorgehen wird. Mit diesem Brecheisen wird man bei der Unfähigkeit Chinas, den europäischen Truppen zu widerstehen, leicht große Stücke ausbrechen und an die nächsten Interessenten austeilen. England versucht ja schon, die Hand auf die größte Marktstraße der Welt zu legen, die dem Laufe des herrlichen Yan-tse-kiang folgend hinauf in die reichsten Provinzen Hupe und Sze-tschuan führt. Ich wünschte, wir machten dort nicht zum andern mal die Erfahrungen, die wir mit dem „allen Nationen freien“ Niger gemacht haben. Wird China erst einmal in Interessensphären geteilt, dann folgt die Zerreißung in Russisch-, Deutsch-, Englisch-, Französisch-China bald hinterher, und die Aufstände werden die Mächte ebenso schnell „nötigen,“ gewaltsam Ordnung zu schaffen und ihre „Interessen“ zu konsolidiren, worunter ich freilich nicht Eroberung meine. China ist nicht von Indiern bewohnt, und das Selbstgefühl des Volkes hat den Haß gegen die Europäer schon jetzt zu einer bedenklichen Höhe gesteigert. Für jene Möglichkeiten ist Kiautschou ein ungenügender Erwerb, schon um der Entfernung willen von den reichen innern Gebieten und den großen natürlichen Verkehrsadern. Wir werden uns beizeiten vorsehen müssen, um nicht bloß die Knochen von dem reichen Mahle zu bekommen.

Die Gefahr, daß es zu diesem Mahle kommt, liegt in der Schwäche der zentralen Regierung und in der Neigung des Volkes zu Aufständen. Die Japaner haben uns gezeigt, daß China 1896 kaum besser auf einen ernstlichen Krieg vorbereitet war, als es 1850 gegen die Taiping und als es zehn Jahre später gegen Frankreich und England war. Mit elftausend Mann europäischer Truppen wurde damals Peking genommen, und mit einem Armeekorps könnte es heute wohl wieder genommen werden. Man darf sich wundern, daß bei solcher Schwäche der zentralen Regierung die in letzter Zeit hie und da ausgebrochenen Unruhen nicht größern Umfang gewonnen haben. Kein Staat Europas hat so viel Revolutionen erlebt als der chinesische. Dener schon erwähnte Kenner Chinas nennt es „das revolutionärste Land der Welt.“ Die geheimen Gesellschaften sind vorzüglich organisiert, und sie bedecken das ganze Land in zahllosen Verbänden. Der Haß gegen die Mandschu ist alt und heftig. Ein Fanatiker wie im Jahre 1850 oder ein ehrgeiziger Statthalter findet sich leicht, der die geheimen Gesellschaften sammelt und wieder wie 1850 gegen die Mandschu oder aber auch gegen die fremden Eindringlinge aus Europa führt. Es ist daher unwahrscheinlich, daß, wie in einigen Blättern angedeutet worden

ist, der Hof von Peking nach dem Süden, etwa Nanking, werde verlegt werden. Nanking, die alte Residenz der echt chinesischen Fürsten vom „Reich der Mitte,“ und der Jan-tse-kiang, das ist das Herz von China, ein dem Volk heiliger Boden. Es wird vor allem im Interesse Rußlands liegen, nachdem es sich in der Heimat des herrschenden Volks durch den Bau einer die Mandchurei durchschneidenden Eisenbahn wird festgesetzt haben, die Mandschu in ihrer Herrschaft zu erhalten. Im Besitz der Mandchurei wird Rußland es leichter als jede andre Macht haben, die Mandschu in Peking und durch sie China selbst zu leiten. Ein Aufstand, der die Dynastie und damit die Herrschaft der Mandschu stürzte, der China wieder in seine alten Teilstaaten, wie sie vor Jahrhunderten bestanden haben, zersprengte, würde leicht auch den Haß der Chinesen zum Angriff gegen alle europäischen Niederlassungen reizen; er würde, wenn auch dieser Angriff zurückgewiesen werden könnte, doch die reichen Länder der Mitte dem russischen Einflusse entziehen und den Mächten in die Arme treiben, die sich der großen Ströme dann versichert haben werden. In England ist man schon wieder der alten Ansicht, daß die großen Ströme englisches Interessengebiet seien und besonders Deutschland dort nichts zu suchen habe. Die Folge dieser Ansicht dürfte sein, daß wir umso fester mit Rußland verbunden unsern Weg in China gehen und die Mandschudynastie stützen werden.

Die internationalen Wettrennen der neuern Zeit haben außer dem Begriff der Interessensphäre noch einige andre mehr oder weniger sonderbare und verschwommene Regeln dieses politischen Turfes erzeugt. Man unterscheidet z. B. in England die Interessensphäre von der Einflußsphäre, und obwohl weder ein Professor des Staatsrechts oder des Völkerrechts, noch ein diplomatisches Altentstück bisher die Begriffe genau hat feststellen können, werden diese bei passender Gelegenheit fast wie anerkannte Ordnungen des Völkerrechts in Gebrauch genommen. Wie wenig man sich, ohne den Rückhalt realer Machtmittel, auf solche unbestimmten Begriffe verlassen kann, haben wir erfahren mit der Verwertung des von der Kongo-Konferenz eingeführten Begriffes des Hinterlandes. Das „Hinterland“ ist nicht nur in den diplomatischen Verkehr aller Staaten, sondern sogar in die fremden Sprachen aufgenommen worden, was jedoch nicht gehindert hat, daß sich z. B. am Niger weder Engländer noch Franzosen darüber klar geworden sind, wo die Grenzen der verschiedenen Hinterländer liegen. Ein andres neues Mittel, sich unklare Situationen und Rechte zu schaffen, besteht darin, daß eine Macht sich von einem fremden Staate das Versprechen geben läßt, gewisse Gebiete an eine dritte Macht nicht zu veräußern, nicht anderswie zu vergeben, ihr keine Niederlassungen dort zu gestatten oder keine Sonderrechte zu gewähren. Zu solchen Versprechungen läßt sich ein Staat in der Not wie die Negerstaaten Afrikas oder auch wie China unschwer verleiten, da er ja nur verspricht, was er sehulichst zu halten wünscht. Wie es heißt, hat China derartige Versprechungen an Frankreich im Süden, an England im Gebiet des Jan-tse-kiang gemacht. Tatsächlich verwandelt

sich ein solches Gebiet, das man bisher vielleicht bloß zur Interessensphäre zählte, sofort in ein Einflußgebiet, das man überzeugt ist, gegen jeden fremden Eindringling mit Kanonen verteidigen zu dürfen. Denn wo der englische „Einfluß“ herrscht, da darf sich der Nichtengländer nur mit englischer Erlaubnis niederlassen und Rechte erwerben. Wie wird es nun werden, wenn wir uns oder die Franzosen oder die Russen sich von China Rechte oder Besitzungen im Gebiete des Yan-tse-kiang, d. h. in einem Drittel von China und den reichsten Provinzen, geben lassen? Wir werden uns hoffentlich dort nicht durch Verträge übertölpeln lassen, die viel Ähnlichkeit haben mit den bei den Regerkönigen angewandten Papierbogen. Oder werden wir dem Beispiele Englands und Frankreichs folgen?

Die heutige Lage in Ostasien ist geschaffen worden durch den plötzlich hereingebrochenen japanisch-chinesischen Krieg, der die europäischen Mächte unvorbereitet traf. Kaum bemerkte man, daß es sich um China, um die künftigen maßgebenden Einflüsse auf dieses Reich handle, so stürzte alles dorthin, um eine Entscheidung aufzuhalten. Japan wurde mit Formosa und Geld abgefunden. Am schnellsten entschlossen und zum Handeln am ehesten in der Lage war Rußland. In zwei Jahren hat es verstanden, sich durch einen festen Vertrag ein „Einflußgebiet“ anzugliedern, das mehr als doppelt so groß als das Deutsche Reich ist. Denn ich glaube nicht, daß Rußland jemals weder Korea noch die Mandschurei aufgeben wird. Das Einflußgebiet wird sich über kurz oder lang in russisches Gebiet verwandeln. Wenn Rußland heute noch behutsam, besonders Japan gegenüber, auftritt, indem es die japanischen Ansprüche und Einflüsse auf Korea nicht schroff hinausweist, so ist das sehr verständlich: es fühlt sich dazu noch nicht stark genug.\*) Aber Schiff auf Schiff segelt von Odessa mit Truppen, Waffen, Baumaterial nach dem Osten ab, um die Stellung in Port Arthur und in Wladiwostok zu stärken. Wenn Rußland übers Jahr diese Häfen gesichert, 20000 Mann Landtruppen und eine bedeutende Flotte dort beisammen hat, dann könnte sich die Nachgiebigkeit vermindern. Unterdessen wird die sibirische Bahn mit großer Anstrengung vorgeschoben. Hat sie in etlichen Jahren erst Wladiwostok und Port Arthur erreicht, dann wird Japan wenig mehr dreinreden dürfen. Dann wird auch England es schwer finden, die Grenze festzusetzen, wo der russische Einfluß in China aufzuhören habe.

\*) Der russisch-japanische Vertrag vom 25. April d. J. ist von russischer Seite ein vorzügliches diplomatisches Zug gewesen. Jedes Jahr, um das der Konflikt hinausgeschoben wird, mehrt vielleicht die kaufmännische Ausbreitung des japanischen Elements in Korea, aber zugleich auch das kriegerische Übergewicht Rußlands. In wenig Jahren wird Rußland in der Lage sein, die Parität der beiden in Korea heute rivalisierenden Staaten, wie sie in dem Vertrage anerkannt wird, umzuwerfen und den Japanern die koreanische Thür vor der Nase zu schließen. Japan hat den Vertrag vielleicht aus ähnlichen Erwägungen heraus geschlossen: es sah, daß vorläufig England nicht für einen Angriff auf Rußland zu haben war, und trug Sorge, seinen Handel und seine Einwanderer in Korea nicht von den Russen verdrängen zu lassen. Von beiden Seiten Nachgiebigkeit aus Schwäche, nicht aufrichtige Versöhnung.

Noch aber ist die sibirische Bahn nicht fertig, noch stehen erst 3000 Mann in Port Arthur, und gerade das macht die Lage kritisch. Mit China ist zwar kein Krieg zu befürchten, sondern nur etwa Verwicklungen, die entstehen werden wenn erst wieder ein paar Missionare ermordet oder Fabriken niedergebrannt sein werden, was man von dem angehäuften Fremdenhaß der Chinesen täglich zu befürchten hat. Solche Fälle haben Repressalien zur Folge, die für den Frieden unter den Gästen an der chinesischen Tafel gefährlicher sind, als für den Frieden mit China selbst. Aber Japan ist ein kühner und unternehmender Staat, der mit demselben Eifer seine Rüstungen betreibt wie Rußland. Japan hat seine Absichten auf das Festland nicht aufgegeben und wird sie wahrscheinlich wieder aufnehmen, sobald es sich für genügend stark hält durch eigne Rüstung und durch Bundesgenossen; den Bundesgenossen sieht es ohne Zweifel in England, seinem Erben in Wei-Hai-Wei. Eine Erbschaft übrigens, die von etwas zweifelhaftem Wert erscheint für eine Macht, die nicht eine Armee zur Deckung des Hafens von der Landseite her zur Hand hat. Wie viel Wert eine englische Bundesgenossenschaft hat, wissen wir aus der Geschichte zur Genüge: sie wird für Japan von Wert sein zum Angriff und zur Kriegführung gegen Rußland und genau dann aufhören, wenn Japan etwa zur See siegreich gewesen sein und Miene machen wird, sich zu der ersten Seemacht in den Gewässern Ostasiens zu erheben, d. h. die Früchte seiner Siege ernten zu wollen. Unterliegt Japan, so wird England dafür sorgen, daß von der japanischen Seemacht nicht zu viel übrig bleibt, ehe es Japans Küsten gegen einen etwaigen russischen Angriff schützt. Solche Lehren etwa können wir aus den Blättern der englischen Geschichte entnehmen. Und fast ebenso wahrscheinlich ist es, daß England selbst es auf keinen Kampf mit Rußland wird ankommen lassen, solange die gegenwärtigen Beziehungen der Kontinentalmächte zu einander fortbestehen.\*) Der große Rechenfehler Englands ist der gewesen,

\*) Der englische Kolonialminister hat eben in Birmingham eine Rede gehalten, die an die Brandreden Lord Palmerstones erinnert. Er ist freilich ein Brausekopf, wie auch Lord Feuerbrand einer war, und Chamberlain ist noch nicht Salisbury. Die großen Drohungen mit einem englisch-amerikanischen Bündnis, das gegen Rußland, Frankreich, fast gegen ganz Europa gerichtet wäre, haben mit Recht unsre Staatspapiere nicht um eine Mark in Angst gesetzt, nicht einmal die Aktien unsrer Dampferlinien. Immerhin ist sie aber der Ausdruck eines sehr wirklichen und starken Unbehagens der englischen politischen Welt, und das kann uns bei einer Macht wie England nicht gleichgültig lassen. Die Spannung zwischen England und Rußland hat einen Grad erreicht, der auch die friedlichsten Leiter der englischen Politik antreiben muß, sich nach Allianzen umzuthun. Rußland geht in Ostasien fest und ruhig seinen Weg weiter; England wird aus Peking verdrängt, wie es aus Konstantinopel verdrängt worden ist. Es darf die Hand gegen Rußland nicht erheben, denn schon wird vom Meer aus eine Bahn in der Richtung auf Herat gebaut, die ein wahrer Minengang nach Indien hin zu werden scheint. Sie soll schon in diesem Jahre bis Kusch in Afghanistan fertig werden, und Kusch liegt vor den Thoren von Herat. Wenn Herr Chamberlain jetzt nach Bundesgenossen ruft, so sollte er sich erinnern, daß man sich bisher in London damit zu brüsten pflegte, daß man niemandes Hilfe in der Welt bedürfe, und er sollte sich besonders dessen erinnern, daß man in diesem Sinne auch zu handeln pflegte. England hat alles gethan, in Deutschland das Mißtrauen gegen englische Politik zu stärken und die Hoffnung auf ein dauerndes, aufrichtiges, gleichberechtigtes Hand-in-Handgehen mit unsern Inselvettern bei uns zu schwächen. Auch wenn es kein Frankreich gäbe, würde die englische Politik, wie sie bisher war, genügen, uns ebenso dem Anschluß an Rußland zu-

daß es, wie andre Staaten auch, die Kraft Chinas überschätzt hat, die es für hinreichend hielt, Japan und dem russischen Druck widerstehen zu können. China hat sich als so schwach erwiesen, daß es auch mit englischer Stütze nicht fest auf den Beinen zu stehen vermag, und da hat England das Stützen denn aufgegeben. So jetzt in Peking, wie vorher in Konstantinopel. Denn trotz aller Versicherungen des Herrn Chamberlain liegt die Unterstützung des Pekingener Hofes mehr in der Sorge Rußlands als Englands. Wiederum wie in Konstantinopel, und zwar in beiden Fällen deshalb, weil beide Höfe mehr dem Druck russischer Truppen als englischer Schiffe ausgesetzt sind. So bleibt England auf Japan als Sturmböck angewiesen. Verwickelter würde die Sache werden, falls sich etwa die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach einem sieghaften Kriege gegen Spanien in diese ostasiatischen Händel mischten. Doch ist das eben noch eine bloße Möglichkeit, mit der wir vor der Hand nicht zu rechnen brauchen. Es ist ungewiß, wie schnell Rußland die großen Schwierigkeiten wird überwinden können, die sich seinem Bahnbau jenseits des Baikalsees entgegenstellen; vielleicht braucht es dazu vier, vielleicht auch mehr Jahre. Innerhalb dieser Frist wird sich entscheiden müssen, ob Japan sich stark genug fühlt, zum Angriff überzugehen, und ob England sich stark genug fühlt, sich dem neuen Dschingis Khan Europas auf seinem Eroberungszuge gegen ganz Asien entgegen zu werfen. Für uns Deutsche ist die Zeit hoffentlich fern, wo uns vielleicht diese Händel zur Einmischung nötigen werden. Wenn aber einmal Asien in Einflußsphären geteilt werden soll, so werden wir zusehen müssen, daß wir nicht von schwächeren Staaten überholt werden.

E. von der Brüggen



## Die hannoverschen Nationalliberalen

(Schluß)

2



ie in ganz Deutschland, so sind auch in Hannover die Reichstagswahlen im großen und ganzen das Spiegelbild für die augenblickliche politische Volksstimmung. Sie sind eine Art Barometer, an dem die politischen Parteien erkennen können, wie ihre Haltung und ihre Bestrebungen in den breiten Volksschichten beurteilt werden, und inwieweit sie auf diese eingewirkt haben. Das

zutreiben, wie es vor hundert Jahren und seit hundert Jahren geschehen ist. Diese hochmütige Politik haben nicht nur wir in allen unsern kolonialen Unternehmungen empfunden, sondern andre auch. England wird es schwer finden, einen Bundesgenossen von Bedeutung aufzutreiben, solange es wie bisher eine Weltmacht für sich im Gegensatz gegen Europa sein will. Und so lange es allein steht, ist der russisch-englische Krieg nicht wahrscheinlich, trotz der allerdings sehr weit um sich greifenden Machtansprüche Rußlands in Asien.